

städte Berlins mehrheitlich royalistisch gesinnt waren, aber er sieht nicht, dass diese »Umgebung« Berlins bis Magdeburg, Stettin und Königsberg reichte. Die Städte dieser Gebiete waren einsame liberal-demokratische Inseln in einer royalistischen Flut. Hachtmann nimmt die Äußerungen des Landes, die sich natürlich auch in den hauptstädtischen Zeitungen niederschlugen, kaum zur Kenntnis, nimmt sie jedenfalls nicht ernst genug. In Wirklichkeit hatte die Revolution schon wegen der unerschütterlich obrigkeitstreuen Haltung der ländlichen Regionen keine Chance, ihre Forderungen gewaltsam durchzusetzen. Sie konnte ihre Gegner zwar in einem ersten Moment überrumpeln, aber auf die Dauer nicht militärisch besiegen. Die Ereignisse in Prag, Wien, Dresden und an vielen anderen Orten beweisen es zur Genüge. Nur durch Beharren auf dem Recht und durch Meinungskampf hatte die Revolution einige Aussicht, ihre Ziele halbwegs zu verwirklichen.

Das gehobene Bürgertum hat das vermutlich gesehen. Um seinen Forderungen Nachdruck zu verleihen, konnte das Bürgertum nur auf die drohende soziale Revolution hinweisen, gleichgültig, ob es sie selbst sonderlich ernst nahm oder nicht. Solche Hinweise, an die Adresse der alten Mächte gerichtet, darf man nicht überschätzen. Die städtischen Unterschichten mit ihrem engeren Gesichtskreis erkannten die tatsächlichen Machtverhältnisse sicher viel weniger. Auch daraus erwuchs vermutlich ihre höhere Bereitschaft zu revolutionärer Gewalt. Man wird dem liberalen Bürgertum kaum mangelnde Kampfbereitschaft vorwerfen können, wenn es sich einer überwältigenden Übermacht gegenüber sah. Diese hat Hachtmann aber nicht im Blick. Man wird dies weiter diskutieren müssen. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, dass die vorliegende Arbeit dabei als eine der kenntnisreichsten Studien zur Geschichte der 1848er-Revolution mit an erster Stelle zu Rate gezogen werden muss.

*Gerhard Schildt, Braunschweig*

Klaus Kempter, Die Jellineks 1820–1955. Eine familienbiographische Studie zum deutschjüdischen Bildungsbürgertum, Droste Verlag, Düsseldorf 1998, 631 S., geb., 98 DM.

Das im Untertitel präzierte Vorhaben ist verdienstvoll und hilft ein Stück weit, ein empfindliches Forschungsdefizit zu beheben. Noch weist nämlich die Geschichte deutschjüdischer Familien des Wirtschafts- oder Bildungsbürgertums unterhalb der Ebene von »Hof«- und »Kaiserjuden«, von Familien mithin, die das jüdisch-bürgerliche Milieu in seinen außenorientierten Darstellungsformen wie in seinen binnenstrukturierenden Kohäsionskräften überhaupt erst ausmachten, viele weiße Flecken auf. Die Leitlinien der aus einer Heidelberger Dissertation hervorgegangenen Studie beziehen sich folgerichtig zum Großteil auf diejenigen Fragenkomplexe, die eine moderne, sozial- und kulturgeschichtliche Perspektiven einbeziehende jüdische Familienforschung aufwirft: Hier geht es um den »Interaktionsprozess zwischen Juden und ihrer nicht-jüdischen deutschen Umwelt« (S. 4), um die enormen Assimilationsbemühungen und den jeweils erreichten Integrationsgrad, um das je spezifische Selbstverständnis als Juden, um die Besonderheiten der gewählten Karrieremuster, die Gesellschaftskreise, das Heiratsverhalten und auch das (partei-)politische Engagement. All dies wird am Beispiel der ein gutes Dutzend umfassenden Mitglieder von drei Generationen der deutschjüdischen Juristenfamilie Jellinek beschrieben, womit auch die familienhistoriographisch relevante Frage nach intergenerationellen Kontinuitäten und Brüchen, nach prägenden Normen, Auffassungen, Werturteilen und Verhaltensweisen, nach einem Familienkodex, mindestens aber einer Familientradition über einen Zeitraum von 125 Jahren hinweg gestellt und gut nach-

vollziehbar beantwortet wird. Im Falle der Jellineks sind die drei wichtigsten familiären Traditionslinien das Bekenntnis zum politischen Liberalismus, meist eher konservativ-nationaler Einfärbung, der hohe Stellenwert säkularer Bildung und die – jenseits von eigener Selbstzuordnung, Konversion oder Konnubium – das Schicksal aller beeinflussende Verbindung zum Judentum.

Die Arbeit basiert auf ungedrucktem und gedrucktem, überwiegend disparatem Quellenmaterial wie etwa Korrespondenzen zwischen den Familienmitgliedern, (auto-)biographischen Skizzen, den wissenschaftlichen Veröffentlichungen der publizistisch hervorgetretenen prominentesten Mitglieder der Familie, etlichen Nachlässen sowie den Personalakten der Juristen Georg und Walter Jellinek, die an der Universität Heidelberg in Lehrkörper und akademischer Selbstverwaltung hohe und höchste Positionen innehatten. Es ist auch diese, wenngleich nicht rundum befriedigende, so doch hinreichende Quellenüberlieferung, die es dem Autor geraten erscheinen ließ, den Blick auf die faszinierende und bewegende Lebensgeschichte von vier herausragenden Persönlichkeiten zu konzentrieren: auf den seit 1857 in Wien tätigen »Prediger« der Israelitischen Kultusgemeinde, Adolf Jellinek, ein judaistisch geschulter, mit Arbeiten zur Kabbala ausgewiesener »Apologet« des Judentums und Anhänger der reformerischen Richtung; auf dessen Sohn Georg, ein aufgrund antisemitischer Ressentiments von Wien nach Heidelberg und gegen Ende seines Lebens vom Judentum zum Protestantismus wechselnder führender Staatsrechtler des Kaiserreichs, der sich dem Judentum als Religion und Lebensweise schon in den Studentenjahren entfremdet hatte; auf seine sich ebenfalls juristisch-publizistisch betätigende Ehefrau Camilla, die, obgleich formal nicht akademisch gebildet und überdies im Rahmen der geschlechtsspezifischen bürgerlichen Rollenzuweisung zwanzig Ehejahre lang ausschließlich für Mann und fünf Kinder um familiäre Rekreationsphäre bemüht, zu einer engagierten und kämpferischen juristischen Expertin der bürgerlichen Frauenbewegung heranreifte; zuletzt auf Georg und Camilla Jellineks – wie dessen Geschwister – evangelisch getauften Sohn Walter, der Ende der 1920er-Jahre seinem längst verstorbenen Vater auf dessen Lehrstuhl für Staats-, Verwaltungs- und Völkerrecht an der Universität Heidelberg nachfolgte.

Weitaus schütterter ist die Quellengrundlage zur Beschreibung des Lebenswegs weiterer Familienmitglieder, vor allem der Frauen. Dennoch gelingt es dem Autor, die Schicksale anderer zumindest in groben Strichen nachzuzeichnen, wie etwa das von Adolf Jellineks Bruder Hermann, der als ein nie mit der Waffe, sondern ausschließlich mit der Feder kämpfender radikal-liberaler Demokrat im Wien der 1848er-Revolution im Alter von erst 25 Jahren standrechtlich erschossen wurde. Gleiches gilt für Georgs Bruder Emil Jellinek, einen vermögenden (Auto-)Händler und Bon Vivant. Hingewiesen wird jeweils auf die wechselseitige Beeinflussung, auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede, sei es der politischen Aktivitäten oder der einmal bildungs-, einmal wirtschaftsbürgerlich akzentuierten Karriereverläufe.

Anschaulich wird in dieser Studie, die durchwegs quellenkritisch sorgfältig gearbeitet ist und durch behutsam abwägendes Urteil sowie eine klare und unpräzise Sprache besticht, der Assimilationsprozess der Familie über drei Generationen hinweg beschrieben: vom mährischen Judenviertel über die Stationen in Leipzig und Wien bis hinein bzw. hinauf in die liberale Heidelberger Gelehrtenwelt und Max Webers sonntäglicher Teerunde. Die Tatsache jedoch, dass für Walter Jellinek, der in seiner nur peinlich zu nennenden Anpassungsmanie an den NS-Staat, dem er offenbar lediglich seine eigene »blutmäßig verfehlte rassische Einordnung« (S. 543) vorzuwerfen hatte, das Thema »Judentum« endgültig abgeschlossen war und er keinerlei Verbindung dazu noch gelten ließ oder gar selbst verspürte, war eindeutig ein Spezifikum dieser Familie. Keineswegs aber war, was der Autor mehrfach andeutet, die Abkehr vom Judentum, sei es mit, sei es ohne Taufe, der sich natürlicher- oder notwendigerweise einstellende Endpunkt von As-

simulationsbestrebungen allgemein. Bekanntlich gab es sowohl in Deutschland wie in Österreich etliche assimilierte Juden, die ihr jüdisches (Selbst-)Bewusstsein nicht im christlichen Taufwasser verlieren wollten und die u. a. von antisemitischer Seite vorgebrachte Auffassung nicht teilten, wonach ein guter Jude nur der sei, der aufgehört habe, Jude zu sein. Und ebensowenig wie Assimilationsbestrebungen in der Konversion enden mussten, war bildungsbürgerliche Gelehrsamkeit für die sich ihrer Herkunft entfremdenden Juden durchwegs die bevorzugte Ersatzreligion. Im Gegenteil: Wie die einschlägigen Forschungen z. B. von Michael A. Meyer und George L. Mosse zeigen, konnte die beflissene Übernahme säkularen Bildungsgutes und selbst das Erreichen höchster Positionen in Wissenschaft und Hochschullehre durchaus mit einem gefestigten jüdischen Selbstbewusstsein einhergehen.

Hier dürfte sich eine der wenigen Schwächen der Studie zeigen: Die auch im Untertitel als Anliegen zum Ausdruck kommende Interdependenz von Judentum und Bildung hätte pointierter diskutiert und für die Fallstudie konkreter beantwortet werden können. Dass ein Zusammenhang zwischen Judentum und Bildung bzw. Bildungsbürgertum und wissenschaftlichen Karrieren allgemein besteht und besonders zwischen modernem Judentum, auch dem Reformjudentum, und großer Begeisterung wie überdurchschnittlicher Einsatzbereitschaft von Juden für die modernen Wissenschaften, ist schließlich evident und vielfach betont worden.

Die von der Forschung angebotenen Antworten auf die Frage nach den sozialen oder auch mentalen Ursachen des jüdischen Erfolgs in diversen, wenn auch keineswegs allen Wissenschaften hätten anhand der Geschichte der Familie Jellinek genauer geprüft werden sollen: Was, wann, wo und worin genau zeigte sich denn »die kreative Sonderbefähigung einer skeptischen Randgruppe« (Nipperdey), die »Vorteile der Diskriminierung« (Freud) oder der durch Zurücksetzung und Ausgrenzung gestiftete »Ansporn der Begabten« (Volkov)? War es wirklich der Glaube an das Ethos der Wissenschaft und dessen Betonung von Verdienst und Talent unabhängig von Herkunft und Überzeugung, das junge Juden, wie etwa Georg Jellinek, ermutigte, die »letzte Bastion« der Nicht-Juden zu nehmen? Wie lange hielt dieser Glaube bei ihnen trotz der vielfachen Zurückweisungen im Kaiserreich an und was begründete ihre – hier Walter Jellineks – wissenschaftlichen Ambitionen nach dem Wegfall vieler Schranken in der Weimarer Zeit? Ist die Hochschätzung der Wissenschaft als Anzeichen eines Säkularisierungs- und Modernisierungsprozesses zu interpretieren, als eine Art Kompensation? Ist das Bildungsideal tatsächlich als Religionsersatz, als komplementäres Glaubensbekenntnis zu betrachten? Hing man ihm umso eifriger an, je weniger die jüdische Herkunft als identitätsstiftender Faktor begriffen wurde? Im Falle der Jellineks scheint dies ja durchaus so gewesen zu sein!

Eine weitere Interdependenz, die dem Leser sofort ins Auge springt und offensichtlich eine Familientradition darstellt, wird hingegen noch nicht einmal angesprochen: die Interdependenz nämlich von Judentum und Jurisprudenz. Warum wählten die im Mittelpunkt der Arbeit stehenden Georg und Walter Jellinek die Wissenschaft vom Recht, die sich auch auf dessen Zustandekommen, Verwaltung und Einhaltung bezieht, als ihr Studienfach und brachten es darin zu großem nationalen und auch internationalen Renommee? Etliche Juden wurden deshalb Juristen, weil sie Juden waren und weil sie begeisterte Juristen waren, blieben sie Juden. »Nicht nur ein äußerer Beruf«, so beschrieb Leo Baeck diesen Zusammenhang am Beispiel vieler junger jüdischer Juristen auch noch der Weimarer Zeit, »sondern eine innere Berufung führte sie zur Verwaltung des Rechtes hin. Die Sorge um das Recht war ihnen ein Stück ihrer Religion«. Wohlgemerkt: ein Stück davon – kein Ersatz dafür! Wenn bei den Jellineks ganz offensichtlich nicht die Religion das Movens war, was dann?

*Elisabeth Kraus, München*